

Waltraud Herbstrith Ehelosigkeit und Sexualität

„Viele Verheiratete um Jesus und in der frühen Kirche beweisen, daß das Arbeitsprogramm allein keine genügende Motivation für christliche Ehelosigkeit ist.“ Nicht Weltflucht, sondern nur ein persönliches Gezogensein von Christus, eine persönliche Gotteserfahrung können zu einem Verzicht auf Ehe um des Himmelreiches willen befähigen. Auch Ordensfrauen und -männer müssen fähig sein, ihren Mitmenschen Zuneigung und Zärtlichkeit zu schenken. – Mit solchen und ähnlichen Aussagen zu Ehe, Ehelosigkeit und Sexualität wird hier das Selbstverständnis einer heutigen Ordenschristin artikuliert. red

Frauen und Männer in einem neuen Mit- und Füreinander

Das 2. Vatikanische Konzil lehrt uns, wir sollten Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute ernst nehmen, sie miteinander teilen, besonders mit den Armen und Bedrängten (vgl. GS 1). Als Zeichen unserer Zeit erkennen wir ein neues Mit- und Füreinander, das sich auch im Rollenwandel von Frauen und Männern abzeichnet.

Zur Grundbefindlichkeit unserer menschlichen Existenz gehört die Geschlechtlichkeit. „Am Tag, da Gott den Menschen erschuf“, heißt es in der Genesis, „machte er ihn in der Gestalt Gottes. Als Mann und Frau erschuf er sie, er segnete sie und nannte sie Mensch an dem Tag, da sie erschaffen wurden“ (Gen 5, 1–2). Die Freude der Geschlechter aneinander wird getrübt durch die Sünde. Sünde heißt: Verlust an Identität, an Vertrauen gegenüber Gott, gegenüber dem Partner. Adam projiziert seine Schuld auf Eva. Beide werden – im Bild der Schrift – aus dem Paradies vertrieben. Kain tötet Abel, der Brudermord beginnt.

Heute stehen wir an einer Wende. Nicht mehr einzelne Menschen, einzelne Völker zerstören einander. Wir sind fähig geworden zum globalen Brudermord, zur vollständigen Vernichtung der von Gott gut erschaffenen Erde. In dieser Situation, sagt Papst Johannes Paul II., kann uns nur eines retten: Wir müssen der Kultur des Todes eine Kultur der Liebe entgegensetzen. Für unsere Geschlechtlichkeit heißt dies: sie muß auf tieferen Fundamenten aufruhren als bisher. Es genügt nicht, Leben in die Welt hineinzugeben, wenn wir nicht gleichzeitig fähig sind, dieses Leben vor sinnloser Zerstörung zu bewahren. Einseitige Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen bestimmte, daß aggressives, forderndes, ja tötendes Verhalten dem Mann zugeschrieben wurde, bewahrendes, nährendes Tun der Frau. Es geht jedoch nicht um Rollenfixierung, sondern darum, daß Frauen und Männer lernen, ihre gegengeschlechtlichen Eigenschaften nicht

Kein Oben
und Unten,
Rein und Unrein

Ehelosigkeit als
Einladung Jesu,
nicht als Zwang

länger zu verachten oder zu verdrängen, sondern zu integrieren, der Mann die anima, die Frau den animus, in einer partnerschaftlichen Bezogenheit aufeinander.

Vor mehr als 50 Jahren sagte die Philosophin Edith Stein in bezug auf den ersten Schöpfungsbericht Gen 2, 21ff: „Von einer Herrschaft des Mannes über die Frau ist hier nicht die Rede. ‚Gefährtin‘ und ‚Gehilfin‘ wird sie genannt, und es wird dem Mann gesagt, daß er ihr anhangen werde und beide ein Fleisch sein würden.“¹ Auch im Neuen Testament finden wir eine positive Einstellung Jesu zu den Geschlechtern. Jesus hat ein feines Gespür für die Würde von Frau und Mann, und er wendet sich in Wort und Tat gegen Macht- und Unterdrückungsstrukturen. Zum Erstaunen der Jünger geht er ungezwungen und partnerschaftlich mit Frauen und Männern um. Man kann sich nicht vorstellen, daß Jesus Menschen zur Ehelosigkeit gezwungen hätte, damit sie reiner oder moralisch höherstehend seien, so wie sich z. B. die Mönche in Qumran verstanden. Jesus durchbrach endgültig die menschlichen Raster von „rein“ und „unrein“. Gottes Reich ist für ihn etwas so Unmittelbares, die Sorge um die Leidenden und Unterdrückten so brennend, daß er für sich auf Ehe verzichten kann. Verzichten ist vielleicht das falsche Wort. Jesus läßt einfach alles los, was ihn im Augenblick abhalten könnte, sein Werk zu vollbringen.

Jesu spricht von Menschen, die sich um des Himmelreiches willen eheunfähig machen, und er fügt hinzu: „Wer es fassen kann, der fasse es“ (vgl. Mt 19, 12). Jesus erläßt kein Gebot, er fordert nicht von jedem das gleiche. Er unterscheidet nicht zwischen vollkommen und weniger gut. Er sagt einfach: Für manchen Jünger ist es sinnvoll, eine Ehe hintanzustellen, wenn Gott ihn in die Verkündigung ruft. Das heißt nicht, christliche Ehelosigkeit könne allein aus einem reicheren Arbeitsprogramm heraus begründet werden. Viele Verheiratete um Jesus und in der frühen Kirche haben bewiesen, daß das Arbeitsprogramm allein keine genügende Motivation für christliche Ehelosigkeit ist.

Die Entscheidung zur Ehelosigkeit muß tiefer ansetzen. Nur ein persönliches Gezogensein von Christus, eine persönliche Gotteserfahrung kann zu einem solchen Versprechen befähigen. Wo Ehelosigkeit nur Weltflucht wäre, ein Sich-Absichern vor der „bösen“ Welt, hätte sie ihren jesuanischen Sinn verloren.

In der Kirche haben sich, vor allem seit dem 3. Jahrhundert, verschiedene spirituelle Traditionen entwickelt,

¹ Edith Stein, *Frauenbildung und Frauenberufe*, München 1949, 142.

z. B. Mönchtum, Ordensleben, priesterlicher Zölibat. Frauen und Männer, die in der Nachfolge Jesu auf die Ehe verzichten, verzichten nicht auf Kommunikation, auf menschliche Reife. Wo letztere gefährdet ist, wo Gelübde oder Versprechen Wesentliches im Menschen verdrängen und verkümmern lassen, wäre Nachfolge kein Glaubenszeugnis mehr².

Abrücken vom „Stand der Vollkommenheit“

Nachdem jahrhundertlang Ordensstand und Priesterberuf als höherer Stand, als vollkommeneres, „engelgleiches“ Leben gesehen wurden, sind wir heute nüchterner geworden. Das 2. Vatikanische Konzil hat den Begriff „Stand der Vollkommenheit“ fallengelassen und betont, daß Christusnachfolge den Menschen in jedem Stand erreichen kann: in der Ehe ebenso wie in der Ehelosigkeit. Das Konzil betonte stärker die Mitarbeit der Laien, es sah die Kirche weniger im Symbol der Braut, sondern als „wanderndes Gottesvolk“, als Gemeinschaft von Pilgern, die alle dem gleichen Ziel entgegengehen. Man entdeckte in Jesus den „Laien“ (Kardinal Ratzinger), den „zum Volk Gehörigen“, einen, der selbst Armer und Kleiner war. Man sah wieder neu, daß es die Aufgabe aller Christen ist, Unrechtsstrukturen aufzubrechen, Leidenden und Unterdrückten Freiheit zu bringen, eine neue Gesellschaftsordnung zu leben (Gerhard und Norbert Lohfink und viele andere).

Das rechte Verständnis von Ehelosigkeit und Ehe

Das Unverständnis, auf das heute christliche Ehelosigkeit stößt, scheint weitgehend in einer nicht eingeholten Anthropologie zu liegen. In der Beziehung der Geschlechter zueinander hat sich vieles gewandelt. Es gibt hoffnungsvolle Anzeichen dafür, daß Frauen und Männer in der Kirche partnerschaftliche und freundschaftliche Beziehungen entwickeln. Dies ist dringend notwendig in einer Zeit, in der die Botschaft Jesu immer weniger autoritär im Sinne einer gut funktionierenden Institution vermittelt werden kann, sondern personal, in Kommunikation mit anderen, was eine ganz neue Autorität einzelner schafft. Dadurch werden suchende Menschen auf Kirche als notwendiger Institution überhaupt erst wieder aufmerksam.

Dem Einwand, ein Mensch könne nur in der Ehe zur psychischen Reife gelangen, widerspricht die geglückte Existenz von Frauen und Männern, die unverheiratet Jesus nachfolgen. Da sich aber heute das Eheverständnis gewandelt hat, wandelt sich auch das Selbstverständnis christlicher Ehelosigkeit. Wurde Ehelosigkeit früher mehr in Distanz zur Ehe gesehen, ja Sexualität, trotz

² Vgl. *Waltraud Herbstrith*, *Da-Sein für andere. Geistliche Berufung heute*, Frankfurt 1977, 32, 37ff.

theoretischer Hochschätzung der Kirche für die Ehe, abgewertet, haben heutige Frauen und Männer vielfach ein sachlicheres, d. h. der Schöpfungstheologie der Schrift näheres und positiveres Verhältnis zu ihrer Geschlechtlichkeit. Anthropologie, Psychologie und Theologie machen uns bewußt, daß wir nicht abgespalten leben dürfen von unseren tiefsten Kräften, sondern ganzheitlich. Wer in die Christusunachfolge gerufen ist, kann auf Geschlechtlichkeit im Raum der Ehe nur verzichten, wenn sie oder er ihr Menschsein als Frau oder Mann angenommen haben, wenn er oder sie wissen, auf was sie verzichten.

In Freundschaft zum
Menschen Träger
göttlicher Liebe

Christliche Ehelosigkeit ist nicht etwas Abstraktes, Neutrales, ein Vorbeileben am menschlichen Dasein. Sie steht, wie Johannes Bours sagt, in der personalen Struktur gelebter Liebe zu Gott, personal gelebter ehelicher Liebe sehr nahe. Der Glaube der von Jesus Ergriffenen, ihr „Überwältigtsein von Gnade“ (Søren Kierkegaard) gehen nicht am Mitmenschen vorbei. Vielmehr kann der Mitmensch in Freundschaft, in schwesterlicher und brüderlicher Gemeinschaft Träger göttlicher Liebe werden.

Mit Hilfe der Psycho-
logie Fehlhaltungen
erkennen . . .

Christliche Ehe und christliche Ehelosigkeit sind heute zwei Pole, die aufeinander bezogen sind, die einander ergänzen. Dieses Umfassende, das beide Lebensformen angeht, umschreibt Dietrich Bonhoeffer mit den Worten: „Das Wesentliche an der Keuschheit ist nicht ein Verzicht auf Lust, sondern eine Gesamtausrichtung des Lebens auf ein Ziel. Wo ein solches fehlt, verfällt die Keuschheit zwangsläufig der Lächerlichkeit. Keuschheit ist die Voraussetzung für klare und überlegene Gedanken.“³

. . . und auf Liebe hin
überwinden

Die Psychologie kann uns auf Fehlhaltungen aufmerksam machen. Sie kann der Theologie Hilfen geben für ein ganzheitlicheres, personales Handeln. Was meinen wir damit, wenn wir in bezug auf christliche Ehelosigkeit und christliche Ehe von Liebe sprechen? „Liebe ist nicht in erster Linie eine Bindung an eine bestimmte Person. Sie ist eine Haltung, eine Charakterorientierung, welche die Bezogenheit eines Menschen zur Welt als Ganzem und nicht nur zu einem einzigen Objekt der Liebe bestimmt. Wenn jemand nur eine einzige andere Person liebt und ihm alle übrigen Mitmenschen gleichgültig sind, dann handelt es sich bei seiner Liebe nicht um Liebe, sondern um eine symbiotische Bindung oder einen erweiterten Egoismus. Trotzdem glauben die meisten Menschen, Liebe komme erst durch ein Objekt zustande und nicht aufgrund einer Fähigkeit. Sie bilden sich tatsächlich ein, es

³ Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft*, hrsg. v. Eberhard Bethge, München 1970, 408.

sei ein Beweis für die Intensität ihrer Liebe, wenn sie außer der geliebten Person niemanden lieben.“ Da man nicht erkennt, „daß die Liebe ein Tätigsein, eine Kraft der Seele ist, meint man, man brauche nur das richtige Objekt dafür zu finden, und alles andere gehe dann von selbst . . . Wenn ich einen Menschen wahrhaft liebe, so liebe ich alle Menschen, so liebe ich die Welt, so liebe ich das Leben. Wenn ich zu einem andern sage, ‚ich liebe dich‘, muß ich auch sagen können: ‚ich liebe in dir auch alle andern, ich liebe durch dich die ganze Welt, ich liebe in dir auch mich selbst.“⁴

Bei Menschen, die in christlicher Ehelosigkeit leben, kann es vorkommen, daß sie ihre Liebe ganz auf das „Objekt“, die Person Gottes, ausrichten, im übrigen aber fühlen sie sich unsicher oder dispensiert, auch ihren Mitmenschen wahrhaft menschliche Zuneigung und Zärtlichkeit zu schenken.

Zärtlichkeit ist keineswegs, „wie Freud annahm, eine Sublimierung des Sexualtriebes, sie ist vielmehr unmittelbarer Ausdruck der Nächstenliebe und kommt sowohl in körperlichen wie in nicht-körperlichen Formen der Liebe vor“⁵.

Wie Ehepartner einander nur dann wirklich lieben, wenn sie ihrem sexuellen Verlangen die Gier, das Verletzende, die Sucht nach Eroberung und Erobertwerden nehmen, und sich einander in Zärtlichkeit zuwenden, so sollten Menschen, die in christlicher Ehelosigkeit leben, sich ihren Mitmenschen wie Jesus in Freundschaft und Zärtlichkeit zuwenden.

Während im Bereich der christlichen Mystik und im Ordensleben Männern *und* Frauen der Zugang offen ist, hat man, bei aller Wertschätzung des priesterlichen Zölibats in der westlichen Kirche, den Eindruck, besonders als Frau, daß hier in der Kirche Geistesgaben gesehen werden müßten, die neue Traditionen schaffen. Nicht nur der Verweis auf priesterlose Gemeinden und pastorale Notlagen sollte uns das Wirken des Geistes erkennen lassen, nicht nur äußerster Leidensdruck uns belehren, sondern Liebe zur Wahrheit.

Wir dürfen unsere Augen nicht verschließen vor Wandlungen im Bewußtsein, in der Entwicklung des Menschenbildes. Die geistliche Begründung für zölibatäres Priestertum ist nur dann glaubwürdig, wenn sie offen ist für das Wirken der Frau sowie Verheirateter im Dienst der Kirche, wie es um Jesus und in den ersten Jahrhun-

⁴ Erich Fromm, Die Kunst des Liebens. Welterperspektiven, Frankfurt – Berlin – Wien 1980, 57.

⁵ Ebd., 66.

Zärtlichkeit
als Ausdruck der
Nächstenliebe

Gleiche Zugangs-
möglichkeit zum
kirchlichen Dienst . . .

... für Frauen und
Männer, Unverheir-
tete und Verheiratete

dernten der Kirche der Fall war. Frauen, die heute Theologie studieren und sich gerufen wissen in einen kirchlichen Dienst, können nicht verstehen, warum sie von der Gemeindeleitung ausgeschlossen werden, nur weil sie Frauen sind. Es ist heute theologische Erkenntnis der Kirche, daß dogmatisch nichts dagegen spricht. Der/die Gemeindeleiter/in repräsentiert Jesus nicht biologisch, sondern aus der Kraft des Geistes. Es müßte selbstverständlich sein, daß Frauen und Männer, die sich von Jesus in die Nachfolge gerufen wissen, in die gleichen kirchlichen Dienste eintreten dürfen.

„Ich spreche als Eheloser“, sagt Carlo Caretto, „aus einem Zölibat heraus, den Gott selbst mir als unwiderrufliches Charisma gegeben hat. Ich sehe in mir keine Alternative zu meinem Leben . . . Indes, mit nicht geringerer Kraft und Bewußtheit sage ich euch, wie gerne hätte ich die Eucharistie aus der Hand meines Vaters empfangen mögen, der wahrlich würdig war, Priester zu sein, wiewohl verheiratet. Was ich in meinem kirchlichen Leben entdeckt habe, ist, daß Christus uns von allen Diskriminierungen befreit hat . . . Ich fürchte mich nicht, es von den Dächern zu rufen, denn ich empfinde es als den prophetischen Auftrag für unsere Zeit: ‚Verbannt aus eurem Herzen und aus euren Kirchen jeden Rückstand einer Vergangenheit, in der, wenn auch ungewollt, die Frau vom Mann an den Rand der Gesellschaft gedrückt wurde und in der der Verheiratete von Zölibatären geringgeschätzt wurde. Schlimm für uns, wenn wir dem Wind des Geistes, der durch die Welt weht, ausweichen.‘“⁶

Die Wiedereinführung wenigstens des männlichen Diakonates, die Schaffung neuer Berufe wie Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten, die größere Mitwirkung der Frau in der Gemeindepastoral sind hoffnungsvolle Zeichen, daß die Kirche die Zeichen der Zeit erkennt und auf dem Wege ist zu neuen Ufern. Dies schließt wertvolle Traditionen der Vergangenheit nicht aus, sondern ein. Eine noch größere Offenheit und Durchlässigkeit für das, was der Geist in einzelnen und in den Gemeinden spricht, was das 2. Vatikanische Konzil und die Synode der deutschen Bistümer gemeinsam erarbeitet haben, wäre uns zu wünschen.

⁶ Carlo Caretto, *Ich habe gesucht und gefunden*, Freiburg – Basel – Wien 1983, 127, 128.